



**Fastenhirtenbrief
von Erzbischof Stephan Burger**
1. Fastensonntag, den 21. Februar 2021

„Du stellst meine Füße auf weiten Raum.“ Ps 31, 9

Liebe Schwestern, liebe Brüder!

Nach den Monaten und Wochen der Einschränkungen, des Abstandhaltens und der Abschottung klingt dieser Vers aus Psalm 31 wie eine besondere Verheißung.

Die Pandemie hat uns richtig durchgeschüttelt. Wir mussten erfahren und verstehen, dass wir bei allem Planen und Machen das Leben selbst nicht in der Hand haben. Diese Erkenntnis ist nicht neu. Sie selbst zu erleben, hilft uns jedoch, andere besser zu verstehen, die in ähnlichen Situationen sind. Denn Berichte von Pandemien und Katastrophen kannten wir bisher eher aus anderen Ländern und Erdteilen. Jetzt hat uns ein Virus gezeigt, dass Krankheiten und Schicksalsschläge keine Grenzen und Mauern kennen. Wir sind als Menschen „vulnerabel“. Wir sind verletzlich und das in vielerlei Hinsicht:

Zum einen ganz persönlich, denn nicht wenige von uns mussten erleben, wie das Virus ihr eigenes familiäres Leben durcheinanderbringt. Feiern und Treffen mussten ausgesetzt oder verschoben werden. Zukunftspläne wurden durchkreuzt. Angehörige, Menschen, die uns nahestehen, sind erkrankt oder auch gestorben. Oft konnten wir sie nicht begleiten, manche blieben in der Trauer einsam zurück. Gegebenenfalls sind wir selber erkrankt und leiden an den Folgen.

Zum andern zeigte sich diese Verletzlichkeit des Lebens im Blick auf unsere Gesellschaft. Wir alle waren und sind, wenn auch in unterschiedlicher Weise, betroffen von den Einschränkungen in Schule, Studium, am Arbeitsplatz und Zuhause in unserem sozialen, kulturellen und religiösen Leben. Alle diese drei Aspekte sind für den Zusammenhalt einer Gesellschaft wesentlich.

Die Pandemie hat uns aber auch auf die andere globale Krise verwiesen. Vielfach wissenschaftlich analysiert und belegt, verändert sich unser Klima immer weiter und wir Menschen tragen unseren Teil dazu bei. Nicht alle Ressourcen stehen uns unbegrenzt zur Verfügung und ein Wohlstand auf Kosten Anderer kann nicht von Dauer sein. Uns allen ist die Sorge für die gesamte Schöpfung aufgetragen. Sie zu erhalten, liegt in unserer Verantwortung.

Das Thema der Verletzlichkeit greift auch das diesjährige Hungertuch von Misereor auf. Dargestellt ist auf der Basis eines Röntgenbildes der gebrochene Fuß eines Menschen. Er wurde verletzt bei Demonstrationen gegen soziale Ungerechtigkeit durch die Staatsgewalt in Santiago de Chile. Diese Darstellung verweist darauf, dass jeder von uns als Individuum mit vielfältigen persönlichen Verwundungen zu kämpfen hat und zurechtkommen muss. Und unsere Verwundungen bedürfen der Hilfe von außen, um wieder heil werden zu können.

Zugleich werden wir daran erinnert, dass an vielen Orten der Erde, aufgrund ungerechter Strukturen und Machtverhältnisse, Menschenwürde und Menschenrechte verletzt werden. Papst Franziskus hat in seiner Enzyklika „Fratelli tutti“, die im Oktober des letzten Jahres veröffentlicht wurde, noch einmal eindringlich darauf hingewiesen, universaler zu denken, die ganze Menschheitsfamilie in den Blick zu nehmen. Vor allem sollten wir jene nicht vergessen, deren Menschenrechte täglich verletzt und mit Füßen getreten werden. Oder denken wir auch an sein entschiedenes Plädoyer für die Verantwortung und den Erhalt der gesamten Schöpfung in der Enzyklika „Laudato Si“ von 2015 angesichts des Raubbaus und der Ausbeutung allein des Profits wegen und um der Gewinnmaximierung willen.

Ja, wir sind auf vielfältige Art und Weise verletzlich. Aber trotz dieser Vulnerabilität, trotz der zugefügten Verwundungen an Mensch und Schöpfung macht das Hungertuch auch Hoffnung.

Es sind Zeichen der Heilung eingearbeitet, goldene Nähte und Blumen. Sie stehen für Solidarität und Liebe. Leinöl im Stoff verweist auf die Frau, die Jesu Füße salbt (Lk 7, 37f) und auf die Fußwaschung (Joh 13, 14ff).

Mit diesen Bezügen macht die chilenische Künstlerin Lilian Moreno Sanchez darauf aufmerksam, woher das eigentliche Heil für uns Menschen kommt. Wir können mit unserer Verletzlichkeit nur zurechtkommen, wenn wir uns an den wenden, der Heilung ermöglichen kann: Jesus Christus. Er bewirkt dieses Heil, indem er den Menschen dient, bis zum Tod am Kreuz. Die Verletzlichkeit wird überwunden durch seine unwiderrufliche Liebe und Lebenshingabe an uns, die unter anderem in der Fußwaschung beim Abendmahl ihren Ausdruck findet, die sich aber auch in der Liebe der Frau widerspiegelt, die Jesu Füße salbt. Sich auf diese Lebenshingabe vorzubereiten, sich in diesen Zeichen der Liebe zu üben, dazu will uns Jesus ermutigen und dafür braucht es Zeit. Dafür stehen unter anderem die vierzig Tage Jesu in der Wüste.

Sich dem Leben und der göttlichen Liebe verpflichtet wissen, dafür steht der Bogen im Buch Genesis, den Gott in die Wolken setzt und von dem uns die heutige Lesung berichtet. Es ist eine Zusage, dass nicht die Untergangsszenarien, nicht die Pandemien und Katastrophen unser Leben bestimmen werden, sondern allein die Hoffnung auf den Gott des Lebens, der uns in Jesus Christus Rettung und Erlösung schenkt.

Wenn das Misereor-Hungertuch den Titel trägt „Du stellst meine Füße auf weiten Raum“ und als Untertitel „Die Kraft des Wandels“, so zeugt dieser Vers aus Psalm 31 davon, dass es für uns nicht darum gehen kann, in der Verletzlichkeit zu bleiben, darin zu verharren, sondern als gläubige Menschen im Vertrauen auf Christus darum zu wissen, dass diese Verletzlichkeit ihre Heilung erfährt. Einer vermag unsere gebrochenen Füße, unsere Ängste und Nöte, Leid und Tod zu überwinden. Einer vermag unsere Horizonte zu öffnen, um das Leben in seiner gesamten Dimension zu erfassen, die Raum und Zeit sprengt.

Christus verwandelt unser Leben im Geheimnis seiner göttlichen Liebe in ein Leben, das von menschlichem Dissens und von Ungerechtigkeit befreit ist, das eine gebrochene Schöpfung neue Schöpfung werden lässt. Mit dieser Hoffnung und Zuversicht dürfen wir uns bei allem, was uns persönlich bedrückt und verletzt - in welchen Bereichen auch immer - an Christus wenden. Es geht nicht darum, wie es angesichts des abgebildeten Fußskeletts vermutet werden könnte, die Ars moriendi, die Kunst des Sterbens zu üben und sich mit dem Leid und den Verletzungen abzufinden. Christus lehrt uns vielmehr die Ars vivendi, die Kunst des Lebens. Denn dazu sind wir berufen.

Wir sind berufen, mit ihm zu leben, mit ihm unsere Begrenzungen und Einschränkungen, unsere Verwundungen und den eigenen Tod zu überschreiten, um in seinem weiten Raum göttlicher Liebe Fuß zu fassen. In diese Liebe stellt er uns hinein, kraft seines Wandels, der vom Tod zur Auferstehung und zum wahren Leben führt.

In dieser Zuversicht gehen wir durch die heiligen vierzig Tage, um uns im Hören auf Jesu Botschaft, in der Begegnung mit dem Nächsten und im Empfang der Sakramente uns seiner Liebe tiefer zu öffnen und uns von ihm heilen zu lassen.

So segne Sie der dreifaltige Gott, + der Vater und der Sohn und der Heilige Geist!

Freiburg im Breisgau, am Gedenktag Unserer Lieben Frau in Lourdes, dem 11. Februar 2021

Ihr + Stephan
Erzbischof